



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Im Lazarett. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dem Geortentor stehend — mit angesehen. Auch er spürte also das Bedürfnis nach Deckung. Als er sah, daß alles gut verlaufen war, führte er seine Truppen unmittelbar vom Schloßplatz weg aus der Stadt heraus, die nun wieder den Resten des siebenten Korps zur Verteidigung überlassen blieb. Die Ehre des französischen Namens war gerettet.

Kügelgens Vater aber rieb sich die Hände: „Gottlob — sagte er —, nun sind die Affen fort, und hoffentlich für immer.“ Er irrte, der brave Mann, die Franzosen kehrten noch einmal zurück, Dresdens Leidensstage im Jahre 1813 sollten erst beginnen. Aber die frohe patriotische Hoffnung, die aus seinen Worten spricht, hat ihn doch nicht getrogen. Die Kanonenschläge, die die Sprengung der Brücke einleiteten, kündigten das Frührot des anbrechenden Befreiungstages an, der über unserm Vaterlande aufging.



Im Lazarett

1



Der Krieg ist für den Soldaten die Zeit des schroffsten Wechsels aller Lebensbedingungen. Er besingt diesen Zustand, ohne ihn viel zu bedenken, selbst fast jeden Tag, wenn er in den Morgen hineinmarschiert:

Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab.

Doch nicht Tod und Leben allein verschlingen sich eng im bunten Reigen der Kriegstage. Andrer Boden, andrer Himmel, andre Aufgaben, andre Menschen, andre Städte und Dörfer, vor allem auch andre Quartiere, und nicht zuletzt: andres Städtchen, andres Mädchen!

Der Soldat gewöhnt sich, diese Unterschiede gleichmütig hinzunehmen, der Wechsel der Tage muß ihm die Schule sein, in der er dervart abgehärtet wird, daß auch der Rückzug ihn nicht entmutigt, der plötzlich notwendig wird, wenn ein ununterbrochen siegreicher Vormarsch ins Stocken gerät. Auch dafür hat er sein Lied, das zwar meist ohne besondern Grund angestimmt, sicherlich aber mit dem wahrsten Gefühl in Zeiten der Enttäuschung, der Entbehrung gesungen wurde:

Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond usw.,

in dessen langen Versreihen zuletzt die Wechselfälle im Schicksal des großen Napoleon in nativer Weise besungen werden. Auf diese schwerste Probe, die des Rückzugs nach verlorrenem Gefecht, ist ja der deutsche Soldat gerade 1870/71 nur in einzelnen Fällen gestellt worden, und es gereicht ihm die Ruhe und Ordnung seiner Gewaltmärsche nach Coulmiers oder von Dijon nach der Lisaine fast noch mehr zum Ruhm als manche gewonnene Schlacht. Aber was fast jeder Einzelne an Wechseln des Erlebens und der Stimmung durchzumachen hatte, überstieg in nicht wenig Fällen weit die Grenze dessen, was man im gewöhnlichen Gang der Dinge noch für ertragbar hält. Man trägt es doch und erkennt vielleicht später, daß gerade in dem Übergang von Wohlgefühl zu schwerster Sorge der Hammer des Schicksals niederläuft, der aus dem Eisen des erst werdenden den Stahl des vollendeten Charakters schmiedet.

Selten bin ich so frisch und froh, so fromm und freudig aufgewacht als am Morgen nach meiner Verwundung. Man hatte mich in ein reines Bett im Oberstock des kleinen Schulhauses gelegt, die Wunde war fest verbunden, schmerzte nicht, und Fieber hatte sich noch nicht eingestellt. Das Gefühl, so hart am Tode vorbeigegangen zu sein und nach menschlichem Ermessen das Leben zu behalten, erfüllte mein Herz mit Dank und mit frohen Gedanken an meine Lieben, ich hoffte, daß sie eine Karte über diese Affäre noch vor der amtlichen Verlustliste erhalten würden. Eine Tasse heißer Milch, die man mir reichte, erfüllte mich mit einem Wohlbehagen, wie ich es nie gefühlt zu haben glaubte. Die Mediziner sagen, das sei die Folge eines starken Blutverlustes, und es war in der That etwas von wohlthuender Schwäche darin, der der Schlaf jede Minute willkommen ist. Ich dämmerte so dahin, als der Wagen gemeldet wurde, brachte es trotz einiger Benommenheit dahin, mich ohne Hilfe anzuziehen und den Weg die Treppe hinabzufinden.

Unten hielten auf der dunkeln Straße einige von den französischen Leiterwagen, die mir von Wagenpatrouillen her in guter Erinnerung waren; wir Infanteristen, die in der Regel auf den Seitenleitern Platz zu nehmen hatten, hieben die vorragenden Teile der Sprossen ab, und daran mögen Wagen, die in unsrer Benutzung gewesen waren, noch nach Jahren zu erkennen gewesen sein. Ich hatte mich noch nicht auf das Stroh eines von diesen Fuhrwerken gebettet, als der Hauptmann herantrat, seinen Burschen mit einer riesigen Stalllaterne zur Seite, und mir mit den Worten: „Leben Sie wohl, Gefreiter, und pflegen Sie Ihre Wunde gut, daß Sie bald wieder zu uns kommen können; Sie haben sich gestern sehr gut benommen!“ die Hand reichte. Der Unteroffizier der Dragonereskorte kommandierte: „Marsch!“ die Wagenreihe setzte sich in Bewegung und fuhr rasselnd aus dem Dorf. Es waren meist leere Wagen, die Proviant holen gingen, und einige Wagen mit Kranken und Verwundeten. Der Stolz auf die Worte des Hauptmanns durchrieselte mich wie ein stärkender Trunk. Ich faltete unwillkürlich die Hände und gelobte mir, ein guter Soldat zu bleiben und des Hauptmanns gute Meinung zu rechtfertigen. Im Hintergrunde meldete sich freilich auch etwas wie ein unbestimmtes Bewußtsein, zu den vom Glück Begünstigten zu gehören, und die Hoffnung, künftighin ebenso wie gestern heil wieder aufzutauchen. Nach der dunkeln Dämmerung der Todesnähe wald heller Morgen, der mir heute aufging. Es wurde mir so leicht, als träte ich eine Reise in ein schönes Land an. Zweifellos, sagte ich mir, macht dieser Tag einen Einschnitt in deinem Soldatenleben; es war zuletzt manchmal eiförmig geworden, es kann später mir besser werden, größere Ereignisse stehn uns bevor. Ich dachte nicht an das Lazarett vor mir, sondern an den Dienst, wenn ich geheilt sein würde, an den Frühling, der da kommen würde, an Siege, an Frieden. Über allem das Gefühl, „ledig aller Pflicht“ in die Welt hineinzufahren! Ich gab mich gerade wie ein Wanderer, der nichts andres will, mit weiten Sinnen der Welt hin, bereit, mich jeder Einzelheit zu freuen.

Vom Himmel, der nicht mehr schwarz, vielleicht dunkelgrau, vielleicht mehr dunkelblau war, blinkten noch vereinzelt Sterne, Nachzügler der Armee von Tausenden, die schon hinuntergesunken waren. Sind es neugierig Zurückgebliebne, die die Sonne grüßen wollen? Sie werden warten müssen, denn noch ist der östliche Horizont so dunkel wie der westliche. Vielleicht ist dieser feuchte Hauch, der mir nun übers Gesicht streicht, der erste weit vorausseilende Bote, das letzte Auszittern des Freudenstrudels, den weit, weit im Osten die ersten Sonnenstrahlen im Luftmeer aufzühren. In den Lärchen am Wegrand werden nun die äußersten schwanken Zweige lebendig, rauschen wie im Traum in derselben Luftwelle, die mich berührt hat. Diese klare, frische Luft fühlte ich an den Haaren, mit denen sie spielte, an der Stirn, die sie umfächelte, fast schneidend beim Einatmen in Mund und Nase, und es war mir, als spüle sie aufrüttelnd und erleichternd den Körper entlang. Es lag so viel Verheißung in diesem Morgen. Was wird die hehre Sonne alles mit sich heraufzuführen?

Jrgendwo am Horizont ist unbeobachtet ein neuer Stern aufgeglüht, gelbröthlicher als die andern, das kann nur ein Herdfeuer sein, das Frühaufgestandne entzündet haben. Am Himmel ist der Hintergrund heller und sind die Wolken dunkler geworden; am Osthimmel ziehn sie schon deutlich, die langgestreckten, auf dem Lager sich reckenden Nachtwolken. Darunter leuchtet ein Purpurlicht, das durch Wolkenlücken scheint, bald hier bald dort deutlicher verglüht und dort sich neu entzündet. Nun färbt es die obern Wolkenränder, und gleich darauf ist ein milder Widerschein davon im Zenith. Aus Purpurfäden gehn Goldstreifen hervor. Wie mich das alles so weich und wohlthig anmuetet, vergesse ich über der Sonne, die nun heraufsteigt, Krieg und Dienst.

Nicht ich fahre dem Morgen entgegen, es ist der liebe, frische Morgen, der mir so freundlich entgegenkommt, der mir alle diese fremden Dörfer vergoldet, durch die wir in rascher Fahrt dahinvrollen, und der in jedem unbekanntem Fenster eine bekannte, wohlthuende Glut entzündet. Nichts ist fremd, wo die Sonne hinleuchtet! Es ist zwar wahrscheinlich ein vergebliches Bemühen, auf die Dauer diese fahle Herbstlandschaft dem kalten Winter zu entreißen, aber du bist redlich bemüht, mein lieber Morgen, es auch heute wieder zu versuchen. Du breitest einen Glanz darüber, der die Kahlheit der Stoppeln und die Laublosigkeit der Bäume vergessen macht, und scheint selbst einige Bauern und Mädchen, die uns freundlich grüßen, die Verdrossenheit über diese Zeit vergessen zu machen, die schwer auf ihnen lastet. Wir rasseln auf der langen Landstraße dahin, die fast verodet ist; in diesen Kriegszeiten hat eben der Verkehr fast ganz aufgehört. Wir überholen einige leere Proviantwagen, dann einen Wagen mit Kranken, die sich unsrer Kette anschließen. Ein Dorfarzt kommt uns entgegen in einem leichten Einspännerchen, das eine mächtige Fahne mit dem Genfer Kreuz trägt, hält an und erneuert einem von uns den Verband, der in Unordnung geraten ist; ein Geistlicher mit dem Rosenkranz wandert an uns vorbei, der vielleicht auch Kranke in einem von den vielen zerstreut liegenden Höfen besuchen will. Den Doppelposten am Ein- und am Ausgang einiger Dörfer werden Grüße und Scherzworte zugerufen, und an den Häusern entziffert man die Kreide- oder Kohleinschriften der Quartiermacher. In der Stadt verkleinert sich unser Zug rasch, ich werde zuletzt allein nach einem Lazarett gefahren, das in „Lycée“ eingerichtet ist. Dunkles Haus mit langen Reihen staubbedeckter Fenster, alter Bau, aus dessen Fundament die feuchten Stellen wie erdentsteigende Wolken am Gemäuer hinaufwachsen; darauf, daß es einst ein Kloster gewesen ist, scheint die Kleinheit des Eingangs zu deuten, eines fast verborgnen Tores, durch das man in einen dunkeln Raum tritt, der gleich wieder eine Thür in einen Hof hat, worin Reste von säulgetragnen Hallen an den alten Umgang eines Klosterhofs und ein eingefrorener Springbrunnen in der Mitte an einstige Gartenanlagen erinnern. Nirgends ein Mensch. Nur daß die nach dem Hof schauenden Fenster nicht so bestäubt sind, wie die nach der Straße, könnte als Lebenszeichen gedeutet werden.

Steif von dem langen Fahren in der Winterluft, unsichern Tritts in Folge des Blutverlustes und des vielleicht schon herannahenden Wundfiebers wankte ich die Treppe hinauf, mich des Gewehrs wie eines Stabes bedienend. Noch immer alles still. Ich lehne mich auf dem ersten Treppenabsatz in die Mauerecke, da ich vor Schwindel keine Stufe mehr unterscheide, und muß eine Zeit lang da geträumt haben. Denn als ich erwachte, lag mein Tornister und mein Taschenmesser neben mir, die ich im Wagen gelassen hatte, und mir gegenüber stand in einem Eimer ein menschliches Bein, über dem Knie abgeschnitten, das vorhin nicht dagewesen war. Ich rieb mir die Augen; Frost und Fieber schüttelten mich, doch hatte ich noch Gedanken genug, das nackte Bein zu bedauern, das da in der Kälte stand, und den zu beneiden, der es verloren hatte, da er nun voraussichtlich in einem warmen Bette lag. Ich hätte mein Bein darum gegeben, wenn ich mich hätte zur Ruhe legen können! Mit dem Aufgebot der letzten Kräfte tastete ich mich an die

Tür, hinter der sich Menschen zu bewegen schienen, und fiel, als ich sie öffnete, fast in die Stube. Ich sah etwas, das mich an ein Schlachthaus erinnerte, viel Fleisch und Blut, und Menschen, die mit blutenden Händen an andern Menschen herumschnitten, die bleich auf einem langen Tische lagen. „Hinaus!“ „Tür zu!“ scholl es mir entgegen, und ich wankte zurück, mechanisch wieder die Ecke auffuchend, in der ich ebenso unwillkürlich in Hochstellung zusammensank. Ein scharfer Ruck an der Schulter. „Auf, Gefreiter! Was hockst du da herum? Was hast du hier zu tun?“ rief mir eine rauhe Stimme ins Ohr. Ich besann mich, daß ich schon längere Zeit da zusammengesunken gekauert haben mußte, denn ich war jetzt noch kälter als vorhin und klapperte hörbar mit den Zähnen. Wieder ein Ruck. „Kerl, schläfst du?“ — noch rauher als vorhin. Jetzt sah ich einen Lazarettbedienten vor mir stehn, besann mich dunkel auf den Ärmelumschlag des Mantels, worin mein Überweisungsschein in das Lazarett steckte, konnte ihn aber mit meinen blauen, blutlosen Fingern nicht mehr fassen, deutete nur darauf.

Der Lazarettbedienter riß ihn heraus, warf einen Blick darauf und ging mit ein paar unverständlichen Worten die Treppe hinauf. Jetzt mußte ich alle meine Kräfte zusammen nehmen, mich nicht auf das Steinpflaster zu strecken; ich machte eine letzte Anstrengung und fiel die Treppe mehr hinauf, als ich ging. Dann erschien der Lazarettbedienter wieder, riß mich mehr hinauf, als er mich führte, stieß mich in eine Tür hinein und drückte mir meinen Schein in die Hand. Ich stand wieder wie gebannt, da Kälte und Schwindel mir das Gehen unmöglich machten; ich fürchtete bei jedem Schritt vorwärts lang hin auf das Gesicht zu fallen, tastete mit der Hand nach der Wand und hob mit der andern meinen Schein in die Höhe, um gesehen zu werden. Mit meinem Zähneklappern, das den breit verbundenen Kopf in rhythmische Bewegung versetzte, muß ich einen lächerlichen Eindruck gemacht haben. Aus einem weiten Kreis von Lazarettgenossen, die um einen glühenden Ofen saßen, lösten sich Gestalten los, die lachend auf mich zukamen, mir Gewehr und Helm abnahmen, dann aber mit Ausdrücken des Mitleids, als sie meine blauen, starren Hände anfaßten, mich an ein leeres Bett führten, in das sie mich halbausgekleidet hineinsteckten. Die Erinnerung an das Zittern des Feldbetts unter meinem vom Fieber auf und ab geschleuderten Körper, und das Wort einer nicht freundlichen Stimme: Ich habe geglaubt, es sei ein Preuß, weil er gleich über uns räsonniert hat! sind meine letzten Erinnerungen.

Als ich nach dreitägigem Fieber wieder denken konnte und mich zu erinnern begann, war ich in einem andern, größern und hellern Saal, wo drei lange Reihen Betten mit Verwundeten und Kranken standen. Ich richtete mich auf. Über meinem Kopfe hing ein schwarzes Täfelchen mit Gefreiter K., fünftes Regiment, zweite Kompagnie, Kopfschuß, schwer. 38°. Ich schaute mich in dem Saale um und sah eine ganze Anzahl von Augen auf mich gerichtet. Wer in Lazaretten gelegen hat, kennt diese stillen Blicke, die von Gesichtern ausgehn, die tief in die Kissen gedrückt sind, in denen die Begierde liegt, zu sehen, zu erleben, die Leere dieses Krankendaseins auszufüllen; sie bitten, sie fragen, oft folgt ein verständnisvolles Winken, und dann nach einiger Zeit wendet sich der Kranke um und sieht nach der andern Seite und atmet tief auf, wie enttäuscht von der Vergeblichkeit dieses Ausschauens.

Dieses erstmal blieben aber alle Blicke an mir haften, denn ich war ja ein „Neuer,“ man hatte mich bisher nur tief in den Kissen liegen sehen und höchstens im Fieber sprechen hören. Von ganz hinten her rief sogar eine Stimme: „Guten Tag, Fünfer. Bist aufgewacht?“

Ich sah den Rufer nicht, antwortete: „Ja, fast,“ wobei ich bemerkte, daß meine Stimme ihren Klang verloren hatte, und daß die aufgerichtete Lage mich schon müde machte. Ich streckte mich wieder hin. Nach einiger Zeit legte sich eine warme Hand auf die meine; es war der Stabsarzt, der mir den Puls fühlte, die Zunge beschaute, die feuchte Stirn betastete und zu dem Krankenwärter sagte, er möge heute Abend genau die Wärme aufzeichnen. Das Fieber sei im Abzug, und für morgen sei das Material zur Erneuerung des Verbandes zu besorgen.

Den selben Abend sah ich einen andern Mann vor meinem Bett sitzen, der meine Hände mit den seinen zusammenlegte. Ich meinte, es sei eine von den vielen Gestalten, die ich im Fieber gesehen hatte, glaubte ihn aber beten zu hören, und als er gegangen war, lag ein kleines Buch auf meinem Bett, ein Neues Testament. Ich habe es aus dem Lazarett hinausgetragen und in der Welt umhergetragen und habe es bis heute in Ehren gehalten. In diesem Abend war es zu spät, darin zu lesen, doch gewährte mir schon das, daß ich es in der Hand hielt, eine eigentümliche Befriedigung; es war mir, wie wenn aus dem kleinen Buch eine Hoffnung in mich übergegangen sei, die diese Stunde unmittelbar an die ersten schönen Stunden des Morgens knüpfte, wo ich mit dem Händedruck des Hauptmanns von Les Versoix weg und in den Sonnenmorgen hineingefahren war, und vergaß, wie mich damals der Frost durchschnitten und starb gemacht hatte, und wie schlecht ich zuerst im Lazarett aufgenommen worden war.

Ich mußte lügen, wenn ich sagen wollte, ich sei als gläubiger Christ in den Krieg gezogen, war vielmehr, wie meine ganze Generation, vom Zweifel gründlich angesteckt. Aber schon beim ersten Feldgottesdienst hatte ich erfahren, daß, wenn vieles im Kriege zum Fluch wird, vieles auch die Hände zum Gebet zwingt. Wieviele Gebetsstimmungen in stillen Nächten, an friedlichen Abenden, die laute Kämpfe beschließen! Hätte doch das gewöhnliche Friedensleben soviel davon. Man muß es erfahren, wie eine andächtige Stimmung unser ganzes Dasein und unsre Mitwelt in eine reinere Sphäre weit über Blut und Rauch hinaushebt, und wie in großer einfacher Stille einer Sternennacht Kleines und Störendes verschwindet.

Heute senkte sich diese Stimmung über mich wie das Abendrot dieser Tage voll verzehrender innerer Hitze, freundlich klangen deren wilde Phantasien in die goldne Stimmung dieses Abends aus. Den nächsten Morgen, nach dem ersten tiefen erquickenden Schlaf, Abnahme und Erneuerung des Verbandes, wobei der Generalarzt, der zugegen war, mir die Frage vorlegte, ob ich das schöne Loch in der Ohrmuschel behalten wollte, um künftig eine Zigarre darin zu tragen, oder ob das Ohr an den Kopf angeheilt werden sollte? Ohr für Nichtraucher wäre mir lieber. Gut; aber den Kopfschuß, der den Processus mastoideus glatt mitgenommen hat, wollen wir sehr sorgfältig behandeln, denn da ist nur noch ein kartendickes Knochenblatt zwischen der Luft und dem Gehirn. Ein Millimeter tiefer, und Sie lägen jetzt wo anders.

Wieviel Schmerz, Sehnsucht, Enttäuschung bis zur Verzweiflung, aber auch Hoffnung bis zur kühnsten Illusion lebt und strebt zusammen, wühlt und bohrt in einem solchen Lazarettsaal! Aber so wie, rein körperlich und äußerlich genommen, wenig von dem allen sich laut Luft macht, sodaß eine gewisse gedrückte Stille, in der jedes laute Wort aus Furcht, hier doppelt laut zu klingen, zum Flüstern wird, für gewöhnlich über dem Krankenjaale liegt: so ist auch in den Seelen dieser vielen Kranken mehr Ergebung, als der vermuten möchte, der ihre Leiden kennt oder ihre Wunden sieht. Es ist ein Bild des Lebens und eine Lehre fürs Leben, wie jeder Einzelne das Beste aus seiner Lage, auch aus dieser Lage, zu ziehn sucht. Man begreift nun erst, daß der Mensch leben will, was es auch koste, und in welche Zukunft hinein auch immer sein Leben gerichtet sei. Das Leben des Menschen ist eine von den Pflanzen der Flora subterranea, die auch in dunkeln Kellern und Bergwerkschächten so gut wie im goldnen Sonnenlicht gedeiht; aber aus dem Licht wie aus der Dunkelheit treibt und rankt es nach oben, nirgends wächst es zur Wurzel zurück; und wenn seine Blüten so klein und unscheinbar sind, daß man sie kaum sieht, und seine Früchte nie zur Reife kommen zu wollen scheinen: es knospen die Blüten und reifen die Früchte, und die Hoffnung sorgt, daß es nie aufhöre. Hier haben sie sich mit ihrem Schicksal auseinandergesetzt, manche sogar mit dem Leben abgeschlossen. Die Zeit heilt! Welcher Gegensatz zu dem Stöhnen, Seufzen und den Jammerrufen derer, die der Tod auf dem Schlachtfeld überrascht oder hart gestreift hat. Auch das Schrecklichste der Schlachtfelder und der Feldlazarette,

die verzerrte und verkrümmte Lage, in denen der Körper mitten im Kampf mit der entfliehenden Seele plötzlich erstarrt zu sein scheint, gibt es hier nicht. Auch wiegt in der Farbe der Gesichter und der Hände die gelbliche Blässe des blutlosen, zu lange der frischen Luft entzogenen Lebens über die bläulichen und schwärzlichen Töne der Todesnähe vor. Die blauen Ringe um die Augen, die schwärzlichen Lippen, der fahlblau stiere Blick sind selten; auch das gedunsene Bläulichrot manches dem Tode verfallenen Antlitzes sieht man glücklicherweise nicht oft. Aus den lebendigen Augen der Kranken, die einander still fragend ansehen, strahlen, so trüb sie manchmal blicken mögen, eine Lebenshoffnung und Lebenslust in die gedrückte Luft der Säle eines Lazarett's aus, und nur wie ein lelztes Wetterleuchten des Aufbäumens gegen das Schicksal zuckt es schmerzlich um manchen Mund.

Dieses Lazarett hier, in einem großen Mittelpunkte des Verkehrs, beherbergt schwer und leicht Verwundete, Genesende und auch einige Aufgegebne; die einen sind da, weil es sich nicht lohnt, sie weiter zu befördern, die andern, um auf Weiterwendung in die größern Krankenhäuser weiter rückwärts zu warten. Es ist ein Zufall, daß in unserm Saale keine Franzosen sind, aber von Deutschen sind alle Stämme und alle Waffengattungen vertreten, und die Altersstufen heben sich von einem weißhaarigen schleswig-holsteinischen Marktender bis zu dem achtzehnjährigen Schüler einer Unteroffizierschule ab, der den linken Arm verloren hat. Es ist eine furchtbare Summe von Sorgen und Schmerzen, die hier versammelt ist. Wenige werden den äußern Frieden, der über dem Ganzen liegt, mit sich, in sich tragen, wenn sie dieses Haus verlassen. Für die meisten wird es ein stiller Durchgangspunkt zwischen zwei Stürmen gewesen sein; sie ahnen das wohl und dämmern diese Pause so hin. Für die Fieberkranken ist es anders. Die unter den schwersten Formen litten, lagen nicht in demselben Saal. Aber bei meinem Nachbar zur Rechten entwickelte sich das dumpfe Brüten und Schlummern in unfäglicher Müdigkeit zu einem regelrechten Typhus, dessen Fieberhitze ihn Nachts aus dem Bett und auf die Gänge hinaustrief, sodaß wir ihn oft mit Gewalt zurückführen und ins Bett bringen mußten. Zweimal fand ich ihn des Morgens neben seinem Bette auf dem Boden liegen oder kauern. Mein Nachbar zur Linken ging in fast beständiger Bewußtlosigkeit glücklicherweise dem Tode entgegen; ihm hatte ein Schuß quer durchs Gesicht beide Augen und das obere Stück des Nasenbeins glatt herausgerissen. Ich übte mich im Anschauen einer der grauenhaftesten Wunden, indem ich mehrmals am Tage bei seinem Verbande half.

Daß beide Nachbarn meiner Hilfe so nötig bedurften, übte einen sehr günstigen Einfluß auf mein eignes Befinden, denn nachdem die ersten Fieberanfälle vorüber waren, stand ich so oft wie möglich von meinem Lager auf, um ihnen kleine Dienste zu leisten, und gewöhnte mich sehr bald daran, von früh bis spät tätig zu sein. Mein rechter Nachbar mit der Schußwunde im Gesicht war wohl auch im gesunden Zustand kein Adonis gewesen, darauf ließen seine Knollennase und seine entsprechend aufgeworfnen Lippen schließen; ich konnte mir den kleinen, breiten Füßler auch nicht als Heldengestalt vorstellen. Wenn ich mich nun mit jedem Tage mehr an diesen stummen Gast angeschlossen und mich innig freute, daß er meine Hand nicht mehr loslassen wollte, wenn ich ihm Stirn oder Hände berührte, hatte ich Anlaß, darüber nachzudenken, daß es nicht bloß eine Ästhetik des Häßlichen, sondern auch eine Ethik des Häßlichen, eine Verklärung durch die Seele gibt, die sich gleichsam herausringt und sich über abstoßende Züge lagert.

Eines Morgens sehr früh trug man diesen Armen hinaus, der still hinübergeschlummert war, wie er dagelegen hatte; das einzige, was ich von ihm noch genommen hatte, war das Achzen seines Bettes, als er sich sterbend ausstreckte. Mein Nachbar zur Linken war in den Zustand unfäglicher Müdigkeit zurückverfallen, in den ein schwerer Typhus ausläuft, und brauchte so sorgsame Pflege, daß er in einen besondern Saal unquartiert wurde, wo barmherzige Schwestern der schweren Aufgabe der Wartung fast unbeweglicher Konvaleszenten oblagen.

Die beiden leeren Betten wurden von einem ostpreussischen Jäger und einem bayerischen Pionier besetzt; der erste war infolge eines Säbelhiebes in den Hals einseitig gelähmt gewesen und war nun nach Monaten soweit genesen, daß er bald zu seiner Truppe zurückkehren konnte; der andre, ein blonder, schwerfällig gutmütiger Ostranke, war durch eine Pulverexplosion der Hälfte seiner Kopfschwarte verlustig gegangen, wodurch ihm eine lächerliche einseitige Glaze, umgeben von einem Kranze weißer Härchen, auf seinem blondgelockten Langschädel entstanden war. Der Ostpreuße war das reine Quecksilber und von der Manie des Theaterpielens in solchem Grade besessen, daß er des Abends, wenn die Lichter vorchriftsmäßig gelöscht waren, aus dem Bette aufstand und unter Monologen auf und ab wanderte, wobei er vor dem Bette von denen Halt machte, denen er zutraute, daß sie seine Kunst würdigten. Wie oft habe ich den Ritter Vaudricourt von Vaucouleurs und Wallensteins düstre Reden von ihm schnarren und gröhlen hören!

Der fränkische Pionier war vom ersten Tag an beliebt im ganzen Saale, freundlich und hilfreich gegen jeden, dabei aber von einer so komischen Verehrungs-sucht befallen, daß er sogar für „den letzten Trainfeldat“ komisch wurde. Von Offizieren, angefangen vom portepeetragenden Vizefeldwebel, sprach er in einem ganz andern Ton, als von der ganzen übrigen Welt, und zwischen einem Korps-kommandanten und dem lieben Herrgott war in seinem Urteil kaum ein merklicher Unterschied. War gar von Fürslichkeiten die Rede, so legte sich sein ganzes Gesicht in tiefe Falten, verlängerte sich, die Augenlider sanken herab, und seine jungen Härchen schienen sich rings um die Glaze ehrfurchtsvoll zu erheben. Ein badischer Unteroffizier, der nach ihm verwundet hereinkam, fühlte sich allein, als Mann der Autorität, eng mit ihm verwandt und nahm ihn in Schutz, wenn seine Fürsten-verehrung durch Erzählungen von angeblichen Begegnungen mit Hoheiten und Durchlauchten künstlich wachgerufen und verspottet werden wollte. In dem Mann steckt soviel Disziplin, daß man aus euch allen gute Soldaten damit machen könnte . . . nein, verbesserte er sich, als ihm unwillige Proteste und Ho! und Holla! entgegenklangen, daß man die ganze französische Armee damit impfen könnte.

Es war jetzt Dezember geworden, und der frühe Winter angebrochen, der den Soldaten beider Seiten namenlose Strapazen auferlegt, den deutschen Feldherren aber sicherlich ganz wesentlichen Vorteil gebracht hat. Die Sehnsucht, hinauszukommen, wurde etwas gemildert durch das Behagen, mit dem man vom warmen Zimmer aus die Schneeflocken wirbeln und die kalten Stürme brausen hörte. Der Aufenthalt in diesem Siechenheim hatte zu Zeiten sogar etwas Unheimelndes. Des Morgens, wenn der große schäumende Kessel Liebeskakao in die halbkugligen zwei-ohrigen Tassen ausgeschenkt und die langen, knusprigen französischen Brote zerbrochen und ausgeteilt waren, und wenn dann alle, die das Bett nicht verlassen durften, mit Arznei versehen oder verbunden waren, setzten wir „Mobile“ uns um den eisernen Ofen, starrten in die Glut und erzählten uns vom Regiment, von den eiserne Ofen, starrten in die Glut und erzählten uns vom Regiment, von dem Haus und Heimat und besonders von unsern Hoffnungen auf baldige Evakuierung und Rückkehr, sei es zu der Truppe, sei es nach dem Ende des Kriegs in die Heimat. Es war eine bunte Gesellschaft; der trug seine Uniform, der einen Lazarett-mantel, der den abgeschossenen Sommerrock eines schleswig-holsteinischen Marketenders, der im Lazarett gestorben war: eine gelbe Zoppe mit einem wunderschönen grünen schrägen Streifen über die Brust, der von dem Bande der Provianttasche des Marketenders herührte, das diesen Teil vor den Sonnenstrahlen geschützt hatte; der ging an Krücken, der am Stock, ein dritter trug den Arm in der Schlinge, der selbst hatte den Kopf noch mit Binden und Watte bis zur Größe eines beträchtlichen Kürbisses umwunden. Mütze und Uniformrock hatte ich schon am dritten Tage wieder angelegt, nachdem die auffallend glänzenden steifen Blutflecke mit warmem Wasser erweicht und etwas weggesäubert waren.

Man hätte glauben sollen, in diesem Kreise habe der Krieg mit seinen Wechsel-fällen das Tagesgespräch abgegeben. Das war aber nicht so. Der Einzelne sprach

von dem, was er erlebt und getan hatte, von seinem Nebenmanne und von seinen Kameraden, mit besondrer Vorliebe von seinen Offizieren; über das Bataillon ragte sein Gesichtskreis meist gar nicht hinaus. In das Lazarett kamen nur alte Zei- tungen und neue Gerüchte, und da sich die Gerüchte in der Regel als unwahr erwiesen, besonders wenn sie von den Bäckerjungen, Wäscherinnen und andern Organen der öffentlichen Meinung der Stadt stammten, machte man kein großes Wesen davon. Nur die Ängstlichen hörten immer wieder mit Teilnahme zu. Übrigens war es ganz gut so. Es war zwischen der Einnahme von Metz und den großen Schlachten an der Loire und der Somme eine dürftige Zeit, zwischen zwei großen Epochen des Kriegs; das neue Große, das endlich mit dem Fall von Paris abschloß, war erst in der Vorbereitung. Uns kam das wie Stockung, den Franzosen wie Ermattung und Rückgang vor. Von dem, was in unsrer Nähe vorging, wußten wir gar nichts, als was Verwundete und Kranke berichteten, die ins Lazarett gebracht wurden. Da hörte man immer nur von kleinen Vorposten- gefechten, von einzelnen Zügen ins Land hinein, von Zusammenstößen, bei denen in der Regel nicht einmal die Kanonen mitsprachen. So etwas hatten wir selbst alle genug mitgemacht. Ein Musketier vom dreißigsten Regiment, seines Zeichens Bergmann aus der Saargegend, mit dem ich mich oft vor der Dfenglut über all- gemeine Dinge unterhielt — Vergleute grübeln gern, fahren gern in dunkle Ge- dankenschachte oder =stollen ein —, sagte einmal ganz treffend: Ich würde alles drum geben, wenn ich einmal einen Bergmann träfe, mit dem ich von Kohlen und Eisenerz oder vielleicht gar von Neunkirchen oder Saarbrücken sprechen könnte; da- gegen das Soldatengeschwäg ist mir schon ganz zuwider. Wir sind eben doch alle hauptsächlich friedliche Arbeitsmenschen, der dies und jener das, die Uniform sitzt uns nicht auf der Haut, sondern das Hemd. Ähnlich dachten wohl viele. Auch solchen, die nichts von Kriegsmüdigkeit äußerten, merkte man es an, daß der rechte Soldatengeist nur in ununterbrochnem Kontakt des Einzelnen mit Vorgesetzten und Kameraden gedeiht; er ist kein Erzeugnis einsamen Nachdenkens, sondern gemein- samen Handelns und Leidens einer straff organisierten Masse, in der jeder seinen Platz und seine Pflicht kennt. Vereinzlung und Trägheit lockern ihn unfehlbar. Ich habe mir später oft Gedanken darüber gemacht, wie weit solche Erfahrungen auf das friedliche Leben der Völker Anwendung finden können; ohne mich als Staatsweisen aufspielen zu wollen, wage ich die Behauptung, daß sich viele Völker unter despotischer Regierung, die jedem seinen Platz und seine Pflicht gegeben hatte, glücklich fühlten, auch wenn sie es aus falschem Stolz auf Freiheit nicht Wort haben wollten.



Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)



Ich wartete nicht auf den Befehl des Polizeimeisters. Ich beriet mich mit meiner Stütze, dem Gärtner Petrow, der mir schon mehrmals mit seiner Erfahrung und Entschlossenheit zur Seite gestanden hatte. Er berief eine Versammlung seiner Freunde, einfacher, ungebildeter Leute, aber mit klaren, praktischen Köpfen. Wir bildeten eine Art von Privatkomitee für die Sandseite und mieteten Bauern mit Schlitten und Pferden aus den nächsten Dörfern für einen ganzen Monat gegen bestimmte Entschädigung. Ich entwarf einen Arbeitsplan und die Verteilung der Straßen.